

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 17

Artikel: Die Gratulation
Autor: W.Sch.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aber mit ernüchterten Gefühlen dachte ich anderntags an meinen Streich. Ich schämte mich vor mir selber, wie es sich für einen Hochstapler widerwillen geziemt. Ja, ich beschloss sogar, das ‚Weisse Lamm‘ wenigstens eine Woche lang zu meiden, so sehr befürchtete ich, als Scharlatan angeprangert, entlarvt und verspottet zu werden.

Doch schon drei Tage darauf, als meine Sehnsucht nach dem Anblick und der Nähe Elianes beinahe unerträglich geworden war, hatte ich überhaupt keinen Anlass mehr, das ‚Weisse Lamm‘ aufzusuchen. Ich begegnete nämlich der Angebeteten auf der Strasse. Sie war nicht allein, sondern in Begleitung eines jungen Mannes, den ich auch schon in der Gaststube gesehen hatte. In seinem äusseren Habitus machte er meinen hellseherischen Fähigkeiten alle Ehre. Eliane grüsste übertrieben freundlich, wie mir schien, und ich erwiderte den Gruss merklich kühler und ohne Begeisterung, denn ich war begreiflicherweise über mein vergebliches Werben enttäuscht und erbittert.

Einige Wochen später, ich hatte meine Enttäuschung, wie es in diesem Alter glücklicherweise üblich ist, beinahe überwunden, prallte ich an einem Abend fast mit der Wirtin zusammen.

‚Grüss Gott, Herr Reinwald‘, rief sie sichtlich überrascht und erfreut, ‚endlich sieht man Sie wieder einmal! Warum kommen Sie nicht mehr zu uns? Sie sind doch nicht etwa böse?‘ Und leiser fügte sie hinzu: ‚Kommen Sie doch wieder einmal vorbei — wir würden uns freuen, Eliane und ich. Sie wissen doch, wie wir Ihre Gabe bewundern.‘

‚Meine Gabe?‘ Ich wurde verlegen und frostig.

‚Eine einzigartige Gabe besitzen Sie! Denken Sie nur, alles ist eingetroffen! Das gelbe Kuvert ist gekommen! Mit einer Freudenbotschaft! Meine Tochter hat sich vor einer Woche verlobt! Der Bräutigam sieht fast genau so aus, wie Sie ihn mir geschildert haben! Und jetzt die Hauptsache, lieber Herr Reinwald, das gelbe Kuvert! Sie werden es nicht glauben wollen, aber wahr ist es — ein Onkel von mir ist gestorben.‘

‚Wirklich?‘ staunte ich mit einem vermutlich nicht gerade klugen Gesicht.

‚Alles, alles ist eingetroffen!‘ rief sie frohlockend. ‚Die Erbschaft, die mein guter Onkel Franz hinterlassen hat, war viel grösser als wir zu hoffen wagten.‘

Ich blickte die glückstrahlende Frau betreten an, wagte keine Einwendung zu machen und liess sie noch eine Weile munter reden. Dann, als sie einmal Atem schöpfen musste, schützte ich eine drin-

gende Verabredung vor, versprach, nur um die Geschwätze endlich loszuwerden, bald einmal im ‚Weissen Lamm‘ zu erscheinen und verabschiedete mich hastig.»

Herr Reinwald schwieg, blickte uns alle der Reihe nach mit seinen pfiffigen Augen an und meinte abschliessend: «Zum Glück habe ich bald darauf meine erste Stelle im Ausland angetreten, sonst wäre ich noch unter die fragwürdige Gilde der Hellseher und Chiromanten geraten, denn die gute Frau konnte natürlich nicht schweigen und der Versuchung widerstehen, ihren Gästen von meiner ganz einzigartigen Gabe zu erzählen. Sie verbreitete meinen Ruhm. Dies erfuhr ich freilich erst später von einem Freund, dem meine geheimnisvolle Gabe und Fähigkeit ebenfalls zugetragen worden war und der auch nicht ungern einen reichen Onkel beerbt hätte.»

D I E G R A T U L A T I O N

Wie ärgerlich, denkt Martin; immer wenn man sich etwas vornimmt, dann kommt solch eine dumme Arbeit dazwischen. — Verschieben lässt sie sich auch nicht. — Heikas Geburtstag wird man nun nicht zusammen feiern können. — Das liegt an den verrückten Entfernungen. Zwei Stunden Bahnfahrt sind sie voneinander getrennt. Zwei Stunden nur. Und wie fest hat er ihr versprochen zu kommen. Also schickt er ein Telegramm: «Kann nicht kommen, Brief folgt.» Drei Stunden später ist die Antwort da: «Schade, bitte versuch es noch. Heika.» — Ich kann doch nicht, denkt er, ich kann nicht — oder ob ich den Nachtzug nehme? Zwar bin ich dann erst nach Mitternacht bei ihr, aber sie wird sicherlich noch wach sein. Noch ein Telegramm zu schicken, hat keinen Zweck.

Heika ist sehr traurig. Wie hat sie sich auf den Abend gefreut. Nun soll sie das neue Lebensjahr anfangen — ganz allein. Zu schade. Oder ob sie es nicht selbst versuchen soll? Wenn sie den Nachtzug nähme? —

Um zehn Uhr vierzig steht Martin auf dem nachtkalten Perron. Die Laternen schwanken unter dem

Glasdach. Licht und Schatten schieben sich hin und her. Sein Nachbar schlägt den Mantelkragen hoch. Da, endlich, kommt der Zug. Im Abteil ist es angenehm warm. Nun noch zwei Stunden, denkt Martin, und lehnt sich bequem in die Polster. Bald klappern die ersten Weichen. Hinter den beschlagenen Fenstern gleiten friedliche Lichter vorbei.

Auch Heika lehnt in der Ecke eines Abteils. Auch sie fährt durch die Nacht. In Gedanken lächelt sie. —

Die Züge rauschen und poltern durch das Dunkel. Irgendwo ein kurzer Halt. Verschnaufen. Gedränge. Ein Lautsprecher. Türenklappen. Dann wieder das eintönige Rattern. Und wieder ein Halt. Martin sieht aus dem Fenster. Die halbe Fahrt muss er doch schon hinter sich haben. Wie lange sie hier halten! Richtig, der Gegenzug. Von fern hört man ihn fauchen. Er hält gerade gegenüber auf dem anderen Geleise.

Der Titel eines Buches fällt Martin ein: «Schiffe, die sich nachts begegnen.» Er sieht in das gegenüberliegende Abteil. Er sieht nochmals hin. Nein — doch — das ist doch ...! Wahrhaftig, Heika!

Schon hat er das Fenster heruntergerissen. «Heika», ruft er, «Heika, Heika —.»

Eben als der Zug anfährt, scheint sie ihn zu hören. — Zwei grosse Augen starren zu ihm hinüber ...

«Ich gratuliere!» ruft er ihr zu. «Ich gratuliere!» Dann hat die Nacht sie wieder verschluckt.

W. Sch.

Friedrich Schnack

D A S B E R U H I G E N D E G E H E I M N I S

Lichthelle Nächte umschimmern die alte Erdkugel, und man könnte meinen, von ihrem Gesicht strahle eine Aureole in den Weltenraum hinaus, dem Mond oder einem andern betrachtenden Nachtgestirn zur Freude. Das Licht dunstet von der

Wange Gäas, der Erde, und weht von ihrer Stirn wie feinsten, unstofflicher Silberstaub. In der weiten Dunkelheit von Berg zu Berg, von Ebene zu Ebene, schwebt ein feierlicher Nachthauch. Wäre man Geisterseher, erblickte man vielleicht grosse Genien in glitzernden Gewändern, mit Mondsteinen und Jaspis geschmückt, in ihren Falten niederrieselnde Sternsaphire, und man könnte sehen, dass ihre Fusssohlen vom Tau der Fluren und Wälder genetzt wurden. Aber wir sehen nur die Augen und Gesichter der Sterne, und diese sind schön und wunderbar genug. — In diesen Nächten von Mitte Mai bis Ende Juli sinkt der Sonnenball weniger als fünfzehn Grad unter den Horizont hinab. Die Hand, die ihn durch die Himmelskuppel wirft, hindert ihn daran, tiefer in den Aether hinabzutauhen. Sie hemmt ihn in seinem abendlichen Fall. Das grosse Tagesgestirn entfernt sich nicht zu weit von seinem kleinen Erdenkind — wenn es überhaupt wahr ist, dass dieses Fünkchen, das dahinschweift und sich im Mondschein wie ein Insekt flirrend wälzt, von der Sonne stammt. — Das nächtliche Leuchten und Glimmen, von der Sonne ausgesandt, dem Nachglanz ihrer so strahlend verlaufenen Tagesreise, ist wie ein zärtlicher, den ganzen Raum durchwirkender Hauch und ist wie ein Gruss wachsender Liebe. — Der Himmel ist nicht ganz klar, nicht völlig rein geatmet: eine Schar von Schäfchenwölkchen, ein geschuppter Perlmutter schleier, hat sich über ein Sternfeld hingespinnen. Er kündigt Regen an: das Gras soll wachsen, der Halm lang werden, die Frucht soll schwellen, und die noch kleine Traube am Rebspalier soll nicht vertrocknen. Wasser soll sich in Milch, Saft und Wein verwandeln. Alles, was der Erde dient, wird auch uns dienlich sein. — Im Westen steht das Sternbild des Löwen und bewacht das Himmelstor. Die Krone, im Süden blitzend, krönt mit ihrem Stirnreif die Nachtkönigin. Erhabene Handlungen spielen sich am Himmel ab, einer ungeheuer grossen und tiefen Bühne für Riesen, Genien und Gewalten. Ich weiss nicht, was gespielt wird, ich werde es niemals erfahren. Das Schicksalspiel von der Welt und auch mein Schicksalspiel? Wahrscheinlich. Vielleicht steht aber auch heute noch ein Zaubermärchen auf dem Spielplan, wie es in lichthellen Nächten vor sich gehen mag. — Und die vielen Zuschauer blicken wie ich aus ihren Giebelfenstern oder aus ihren Gärten empor, von einer einsamen Bank, von einem Flussufer, und sie bewundern, über allen Kummer erhoben, das beruhigende Geheimnis.